

五

Lea Ruckpaul, 1987 in Ost-Berlin geboren, war nach ihrem Studium an der Hochschule für Musik und Theater »Felix Mendelssohn Bartholdy« an verschiedenen Theatern als Schauspielerin tätig. Seit 2023 ist sie Ensemblemitglied des Residenztheaters München. Ihre ersten Texte entstanden für das Theater. Ihr Debüt *My private Jesus* wurde 2023 am Düsseldorfer Schauspielhaus uraufgeführt und zum Heidelberger Stückemarkt eingeladen. *Bye Bye Lolita* ist ihr erster Roman.

LEA RUCKPAUL

**BYE
BYE
LOLITA**

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Ich wage es nicht, weit hinauszuschwimmen. Ich fürchte die Tiefe.

Morgens ist das Meer glatt und klar. Noch hat das Salzwasser den Badenden nicht die Sonnenmilch von den Körpern geleckt. Ich bin allein. Die Sonne ist gerade erst aufgegangen. Ich setze die Schwimmbrille auf, so, dass sie sich über meinen Augen festsaugt, dann wate ich hinein, schwimme los. So dicht wie möglich am Strand entlang. Wenn meine Knie über den Sand schrammen, muss ich notgedrungen ein bisschen weiter hinaus, in die Tiefe. Es ist mir ein Rätsel, dass manche Menschen einfach vom Strand aus Richtung Horizont schwimmen, dorthin, wo nichts zu sehen ist als die Krümmung der Erde.

Ich schwimme die Bucht auf und ab. Ich bin ausdauernd. Ich schlucke beinahe kein Salzwasser mehr. Ich bin seit drei Wochen hier. Morgens schwimme ich, ansonsten liege ich im Schatten und starre oder lese. Dann zehn Minuten nackt in der Sonne liegen, in einer routinierten Abfolge verschiedener Posen. Das garantiert gleichmäßige Bräune am ganzen Körper. Ist mir gerade unheimlich wichtig. Ich genieße den wachsenden Kontrast, wenn ich am Abend auf dem weißen Laken liege. Ich esse viel und regelmäßig. Ich bin immer hungrig. Manchmal bin ich stolz auf den kleinen Speck am Po, den ich bekomme. Manchmal habe ich Panik. Veränderungsangst.

Heute stürmt es. Die Wellen bäumen sich auf und rasen ans Ufer. Ich stehe barfuß im Sand. Die Schwimmbrille

auf meinem Kopf zieht mir an den Haaren. Ich frage mich, was mir mehr Angst macht: im aufgewühlten Meer zu ersaufen oder eine Routine zu brechen. Eine Welle nach der anderen umspült meine Knöchel, langsam arbeitet das Meer meine Füße in den Sand ein. Ich habe Gänsehaut, die wehtut, weil es so kühl ist. Ich drücke mir die Brille auf die Augen. Ein wenig zu fest. Sie saugt mir unangenehm an den Augäpfeln. Bis Kniertiefe können meine Beine der Kraft des Wassers standhalten, dann muss ich schwimmen. Ich habe keine Wahl. Ich kämpfe mich tiefer ins Wasser hinein, oder ist es das Wasser, das mich zieht? Hinter den Wellenkamm muss ich. Dorthin, wo die Wellen noch nicht brechen.

Endlich die ersten Züge parallel zum Strand. Ich schwimme Brust, immer. In dem Moment, als ich auftauche, um nach Luft zu schnappen, erwischt mich die Welle und ich huste, spucke Salzwasser. Ich stramble. Ich verliere Kraft. Dann atme ich tief ein, tauche unter und schwimme einige Züge unter Wasser. In der Tiefe ist es still, kein Wind, nicht das Tosen des Wassers, einfach Stille. Das Meer greift meinen Körper und hebt ihn empor. Ich lasse mich mitnehmen, tauche auf. Luft. Und wieder zurück unter die Oberfläche. Keine Zweifel, kein ängstliches Rudern mit den Armen, wie eine Idiotin, die gleich ertrinken wird, kein Gedanke. Ich fühle auch nichts. Ich bin einfach da und das Meer bestimmt, wann ich atmen darf. Ich habe keine andere Wahl als radikale Hingabe. Ich tue, was getan werden muss: mich der Kraft hingeben, der ich ausgeliefert bin.

ERSTER TEIL

Fick dich, du dummes, hässliches Leben. Fick dich. Fick dich.

Ich bin nicht tot. Ich bin durch alle Zeiten gereist. Ich bin alle Frauen geworden und doch keine andere. Ich will keine Zuwendung und ich will keine Wiedergutmachung. Ich will Autonomie. Ich werde mich mit ganz vielen Körpern verbinden. Wir könnten ein vielköpfiges Monster sein, ein öffentliches, ein gefürchtetes, eines, das erschreckend ist in seiner Lebendigkeit. Es schnüffelt das Leben ab wie ein gieriger Hund.

Ich habe lange zu allem geschwiegen. Es hat mir nicht geholfen. Gras wächst nicht auf unfruchtbarem Boden. Aus der Asche aber kann etwas Neues entstehen. Phönix und so. Wir sind ein ziemlich trauriger, gewalttätiger Haufen, vielleicht sollten wir mal in Erwägung ziehen, darüber zu sprechen.

Meine letzte Begegnung mit Humbert Humbert liegt einundzwanzig Jahre zurück. Jahre, in denen ich versucht habe, Dolores zu sein. Aber ich kann Lolita nicht abschütteln. Andere Menschen haben eine chronische Krankheit, mit der sie sich ein Leben lang abmühen, ich habe Humbert Humbert. Zu den Symptomen zählen Erbrechen, Depressionen, Taubheitsgefühle, Vergesslichkeit, Veränderung der Persönlichkeit. Aber jetzt schreibe ich ihn aus mir heraus. Ich schreibe so lange, bis er sich endgültig verpisst hat. Das kann dauern. Ich schreibe in sein Tagebuch. Einen Taschenkalender, dessen kunstlederner Einband schon porös und grau ist, weil ich ihn durch mein Leben schleppe. Wie einen kostbaren Besitz habe ich den Kalender in meiner

Schreibtischschublade eingeschlossen und doch besitze ich ihn nicht. Ich werde von ihm besessen. Ich bin zu feige, darin zu lesen. Humberts Aufzeichnungen: Kürzel, dann elegante Schwünge einer hart erarbeiteten Handschrift. All das ist winzig. Kaum zu entziffern mit bloßem Auge. Heute Morgen aber habe ich in einem Anfall von Übermut – es ist der erste Frühlingstag und ich hatte eine Line gezogen, die mich kurz unbesiegbar machte – eine Lupe gekauft, wie sie alte Leute benutzen, um Kreuzworträtsel zu lösen. Gelesen habe ich immer noch keine Zeile. Aber ich schreibe. Da sind eine Menge leerer Seiten übrig. Von hinten beginnend, schreibe ich mich an ihn heran. Ich verspreche mir selbst, dass ich den Mut haben werde, seine Notizen zu lesen, wenn sich unsere Aufzeichnungen treffen.

Ich mag nicht länger schweigen, weil dann immer nur die eine Wahrheit in der Welt ist. Die Wahrheit derer, die sich sicher sind, dass sie recht haben. Ich kann keine schlüssigen Erklärungen, keine stimmige Geschichte liefern. Ich bin in meiner Erinnerung unterwegs. Unfähig zu Ordnung und Report. Inkompetent. Ich schäme mich. Es mag daran liegen, dass ich ein Kind war, als wir uns begegneten, und er erwachsen. Es mag daran liegen, dass ich tief verletzt bin, dass ich verrückt geworden bin darüber und dass man Verrückten nicht glaubt. Oder daran, dass man jene für verrückt erklärt, denen man nicht glauben will.

Ich schreibe, ohne daran zu denken, dass es auf dieser Welt jemanden gibt, der lesen kann. Das befreit mich vom Verstanden-werden-Wollen. Ich formuliere ein Wort nach dem anderen und dann lasse ich sie los.

Beim Schreiben kann ich die Dosis des Schmerzes regeln. Vorsichtig öffne ich Wunden, sodass Eiter abfließen kann, raus mit der Soße. Das Leben hingegen, das macht einfach immer weiter. Ich finde Worte für mich. Da habe ich Macht. Ich warte nicht mehr, bis andere mich bezeichnen.

Ich bin nicht das mit den Beinen baumelnde Mädchen, nicht eure geile heimliche Bumsphantasie! Sorgt dafür, dass eure Erregung unentdeckt bleibt, während ihr lest, was ich schreibe. Ich bin nicht die Schlampe, die jeder ficken kann, weil ihr eindringende Schwänze gleichgültig geworden sind. Ich bin nicht das missbrauchte Kind. Nicht das Kind, das eine Liebesbeziehung mit einem Erwachsenen hatte, nicht das junge Ding, dass es zu weit getrieben hat und dann eben leider die Rechnung bekommt, für das Bezirzen des Mannes, der nicht anders kann wegen seiner vielen Erektionen, ich bin nicht das arme Opfer eines sexuellen Missbrauchs, ich bin des Mitleids nicht wert – ich bin die, die euch das Messer zwischen die Rippen rammt und euch dabei in die Augen sieht.

Das Messer zwischen den Rippen. Der Schmerz, der für euch unvorstellbar ist, bis ihr ihn fühlt, so wie jeder Schmerz unvorstellbar bleibt, bis man ihn fühlt, würde euch lebendig machen. Ihr wäret so sehr eins mit eurem Körper wie noch nie, und bald darauf überhaupt nichts anderes mehr als ein Körper.

Scheiß drauf!

Ich beginne von vorn. Einen Stein nach dem anderen, einen Balken, einen Dachziegel. Natürlich wäre es leichter, die Bruchbude, die ich geworden bin, einfach in die Luft zu jagen. Aber ich will versuchen, sie abzutragen, restlos und ohne Rücksicht.

Solange wir unser Ich aus der Vergangenheit heraus konstruieren, müssen sich unsere Geschichten mit uns entwickeln. Die Wahrheit über unsere Vergangenheit ist abhängig von unserem Selbstbild. Ich widerspreche mir also so viel ich will! Es gibt keine Dolores Haze, achtunddreißig Jahre alt, alleinstehend, kinderlos. Lolita – die gibt es auch nicht. Wir sind im Werden, denn wir leben noch.

*

»Aha! Hahaha«, lachte sie.

Hatte sie tatsächlich etwas begriffen, »Aha«, und es dann für amüsan befunden in dem Sekundenbruchteil, in dem sie einatmete? Oder war das in Wahrheit ein verständnisloses Lachen, das ihre Dummheit tarnen sollte? Ein Lachen, das tatsächlich dumm war, weil es dumm ist, gefallen zu wollen. Vermutlich lachte sie für ihn. Lachte ein »Aha. Hahaha« mit dem Subtext »Du bist so wunderbar. Wunderbar und geistreich«. Ein defensives Gelächter, das sich auf den Rücken rollt und den Bauch zeigt. Eine Zurschaustellung akzeptierter Unterlegenheit.

Ein Lachen, das meine Mutter immer verwendete, in der Anwesenheit von Männern. Ein Lachen, mit dem